

# Goldgräber am Reichpietschufer

## 13 Jahre Journalists in Residence am WZB

Katharina Sperber

Für uns Journalisten und Journalistinnen ist das Wissenschaftszentrum für Sozialforschung in Berlin eine Goldgrube. Denn in der Regel müssen wir unter Zeitdruck komplizierte Vorgänge und Zusammenhänge an verschiedenen Stellen recherchieren, bewerten und unseren Leserinnen und Lesern in verständlicher Sprache auf wenig Platz erklären. Der Sachverstand in den Köpfen der WZB-Forscher, der schnell abrufbare Kontakt zu Kolleginnen in aller Welt, die Daten, Fakten, Analysen in den Büchern und Zeitschriften der schier unerschöpflichen Bibliothek – das alles ist für uns Medienleute der pure Luxus.

Als ich 2006 als Gastjournalistin ans WZB kam, hatte ich in den ersten Tagen Schwierigkeiten, mich im Inneren der Goldgrube zurechtzufinden – inhaltlich wie ganz konkret im Haus. Aber diese Irritationen dauerten nur kurz, dank der Hilfe und Unterstützung der WZB-Mitarbeiter und -Mitarbeiterinnen. Etwas gefremdelt wurde auf Seiten der Wissenschaftler sowie der Journalistin. Einige Forscher suchten aktiv den direkten Kontakt zu mir, andere gaben gern gewünschte Auskunft, einige blieben zurückgezogen in ihren Denkstuben und internationalen Netzwerken.

Trotz gegenseitiger Sympathien offenbarte sich für mich die tiefe Schlucht, die beide Professionen trennte. „Journalisten suchen sich aus Teilsystemen das heraus, was allgemein relevant ist – und politisieren es dadurch. Wissenschaft wird da nicht

anders behandelt als Wirtschaft“, sagt Otfried Jarren, Medienwissenschaftler an der Universität Zürich. Das verunsicherte damals noch viele Wissenschaftler\*innen. Wissenschaft war nicht geübt, Gleiche unter Gleichen zu sein, also wie Wirtschaft oder Politik behandelt zu werden. Auf der anderen Seite wurden schon zu Beginn der 2000er-Jahre die Medien selbstbewusster, frecher und skrupelloser, auch in der Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse. Heute kämpfen Zeitungen, Zeitschriften, Onlineplattformen, Radio und TV noch viel stärker um die Aufmerksamkeit der Leser\*innen, User\*innen, Zuhörer\*innen und Zuschauer\*innen.

Die liebevoll gepflegten Missverständnisse zwischen Wissenschaft und Medien waren 2006 in Deutschland noch zahlreich – zum Nachteil beider Professionen. Hierzulande waren sich beide Metiers lange nicht grün, gerade weil sich Wissenschaft und Medien so ähnlich sind: Beide suchen nach dem vermeintlich Brandneuen, sie arbeiten investigativ, sie wännen sich auf der Suche nach der Wahrheit, sie stricken gern an Ideologien. Wissenschaftler\*innen können heute den Medien nicht mehr aus dem Weg gehen oder ihnen nur dann ihre Erkenntnisse zur Verfügung stellen, wenn es ihnen passt. Die von Steuerzahlenden finanzierte Forschung gerät – zu Recht – unter Rechtfertigungsdruck.

Beide Professionen können sich gegenseitig allerdings häufig nicht verstehen. In der deutschen So-

ziologen- und Politologensprache wimmelt es nur so von Fachausdrücken und Fremdwörtern – die zu allem Unglück auch noch ständig undefiniert oder neu zusammengesetzt werden. Nebensatz schraubt sich an Nebensatz, bis der gedrechselte Schachtelsatz perfekt ist. Subjekte kommen selten vor, aktive Verben fehlen. Die Texte sind hochkomplex, zielen auf Vollständigkeit und Genauigkeit, aber nicht auf allgemeine Verständlichkeit. Journalisten und Journalistinnen müssen in diesen staubtrockenen, komplizierten Gebilden die für die Öffentlichkeit verwertbaren Kerne finden und Fremd- sowie Fachworte in Alltagssprache übersetzen. Hilft Wissenschaft dabei nicht, können Kernaussagen, die in Medien verbreitet werden, sehr falsch werden. Vor allem in der Grundlagenforschung diskutieren Forscher ihre Ergebnisse inzwischen mit ihren Kolleginnen weltweit fast ausschließlich auf Englisch. Hier lauert für die Vermittlung in deutschsprachigen Medien die Gefahr fehlerhafter Übersetzung.

Journalisten wählen nach Kriterien aus: Nähe, Identifikation, Bedeutsamkeit, Prominenz und auch Überraschung und Unterhaltung. Das kann dazu führen, dass Reporter ausgestattet mit vorgefertigten Meinungen Wissenschaftlerinnen abfragen und

nur eine Bestätigung der eigenen Thesen suchen. Forscher\*innen aber sind keine Stichwortgeber der Medien, die in maximal fünf Drei-Wort-Sätzen ihre Arbeiten zusammenfassen. Journalisten und Journalistinnen müssen zuhören können. Ein nassforscher Auftritt von Journalisten ersetzt auf keinen Fall ihre Sorgfaltspflicht. Andererseits dürfen Forschungseinrichtungen nicht mehr auf ausgewiesene Wissenschaftsjournalisten in den Redaktionen hoffen, denn die sind in den meisten Medien dem Sparzwang zum Opfer gefallen.

In 13 Jahren hat das Journalist-in-Residence-Programm dazu beigetragen, das Zusammenspiel von Medien und Wissenschaft zu entkrampfen und neue Perspektiven und Kontakte zu eröffnen, die so nachhaltig sind, dass die meisten Fellows bis heute davon zehren – ich in jedem Fall. Eine Goldgrube, die auch in Zukunft viel Ausbeute verspricht.

*Katharina Sperber arbeitet als Journalistin und Kommunikationstrainerin in Frankfurt am Main. Sie war Redakteurin bei der Frankfurter Rundschau und gehörte 2006 zum ersten Jahrgang des „Journalist in Residence“-Programms.*

## Zu Gast in der Wissenschaft

Das *Journalist in Residence Fellowship* ermöglicht es Journalisten und Journalistinnen, mehrere Wochen lang in die Welt der Forschung einzutauchen und im Dialog mit Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zu einem selbst gewählten Thema zu arbeiten. Das Programm wurde 2006 vom WZB und dem Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung in Köln ins Leben gerufen, damals einzigartig in den deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften. Seit Start des Programms, das in den ersten Jahren von der VolkswagenStiftung gefördert wurde, waren insgesamt 27 Journalistinnen und Journalisten zu Gast am WZB und sind diesem seitdem verbunden.

